

Nr. 45. **Bromberg, den 1. März** **1928.**

Abenteuer in Tibet.

Die Rache des Hong Chung Lu.

Roman von Ottwell Binns.

(22. Fortsetzung.

Janet blickte noch einmal hin, um den Reisenden anzusehen. In diesem Moment erreichten der Mann und sein Maulesel die Spitze des Berges, und ihre Gestalten hoben sich einen Augenblick wie Silhouetten gegen den Himmel ab, dann begannen sie den Berg hinunterzusteigen, und bald darauf verschwanden sie. Als sie nicht mehr sichtbar waren, fragte das Mädchen plötzlich: „Wann brechen wir auf?"

„Heute morgen, hoffe ich, das heißt, wenn du dich frisch genug fühlst."

„Aber ja, vollkommen. Je früher wir aufbrechen, desto besser!"

„Dann werde ich mit Nima sprechen, und nachdem wir gefrühstückt haben, treffen wir uns wieder hier."

„Gut! Und — und — Nick — du wirst an dein Versprechen denken, nicht wahr?"

„Ja, weil du es wünschst, aber nur darum."

„Dann bin ich beruhigt! Auf Wiedersehen, Nick!"

„Auf Wiedersehen, Janet!"

Sie wandte sich zum Gehen und schritt auf die wartenden Nonnen zu. Shervington schloß sich Nima an, und sie gingen zusammen nach der Lamaserie zurück. Ehe sie sie erreichten, brach Nima in so vergnügtes Lachen aus, daß Nick fragte: „Was amüsiert dich, Nima?"

„Ha! ha! Nur weil ich Augen im Kopf habe und ich mir eben dachte, wieviel „rin" du wohl dem weißen Lama in Dze-chu geben wirst als Kaufpreis für seine Tochter."

„Nima! Du alter Heide!" lachte Shervington. „Um eine Handvoll Tsamba würde ich dich im Schnee wälzen."

Nima lachte wieder, aber als sie den Eingang der Lamaserie erreichten, wurde er plötzlich ernst.

„Der Arraktrinker wird nichts erfahren, nicht wahr?"

„Ich werde es ihm schon nicht erzählen!"

Der Tibetaner lachte. „Aber er wird es bald heraushaben. Die Augen der Eifersüchtigen sind sehr scharf, mein Freund!"

„Dann laß ihn es wissen meinetwegen!" antwortete Shervington und ging hinein zu dem Frühstück, das die Lamas ihren Gästen bereitet hatten.

Eine Stunde darauf waren die beladenen Yaks wieder auf dem Hof versammelt, und nachdem das gastfreundliche Kloster ein reichliches Geschenk erhalten hatte und Janet Craydon erschienen war, erteilte Nima den Befehl zum Aufbruch. Als die kleine Reisegesellschaft in die Fußtapfen des Mannes und des Esels traten, die ihnen vorangegangen waren, teilten sich die Wolken etwas, und der Tibetaner begann ein eintöniges Lied zu singen. Als sie zwei Stunden später den Gipfel erreichten, hinter welchem Janet und die beiden Männer den Pilger und sein Tier hatten verschwinden sehen, brach ein Sonnenstrahl hervor und beleuchtete die vor ihnen liegenden Berge, die wie die Wogen eines stürmischen Meeres aussahen. Plötzlich stieß Nima-Tashi einen Schrei aus.

„Was — —?" begann Nick verwundert.

„Die Lamaserie von Dze-chu!" brüllte der Tibetaner erregt und zeigte auf einen Berg, der sich von den anderen wie eine leuchtende Kirchturmspitze unter Pyramiden abhob. Der Sonnenstrahl fiel gerade darauf, so daß der ewige Schnee auf seinem Gipfel im Licht funkelte. Als Shervington näher hinsah, bemerkte er etwas, das wie ein dunkler Fleck auf dem Schnee aussah. Aber der Fleck war regelmäßig geformt, und als er länger hinblickte, erkannte er die Umrisse eines riesigen Gebäudes. Es schien in der Luftlinie ganz nahe zu sein, nicht mehr als fünfzehn bis zwanzig Kilometer entfernt. Jedoch durch das zerklüftete Land würden sie noch, vermutete er, gut die drei Tage zu marschieren haben, von denen der junge Lama gesprochen hatte. Aber es war doch ermutigend, zu wissen, daß sie ihrem Reiseziel schon so nahe waren. Ein oder zwei Minuten blieb die ganze Gesellschaft stehen und starrte das Ziel ihrer Reise an. Shervington blickte nach dem jungen Mädchen und sah Tränen in ihren Augen glänzen. Dann sah er nach Craydon. Der letztere starrte zuerst mit steinernem Blick zur Lamaserie hinüber, aber während Shervington ihn noch beobachtete, irrten sein Blicke von der Lamaserie ab und streiften suchend die Abhänge. Spähte er nach dem Mann, der ihnen vorangegangen war, mit dem er in der Nacht gesprochen hatte, und vor dem sein Onkel in dieses furchtbare Land geflohen war? Als Nick über diese Frage nachdachte, hörte er Nima-Tashis Stimme übermütig rufen: „Vorwärts nach Dze-chu!"

Während er an Janets Seite weiterschritt und die Spur verfolgte, die der Mann und der Maulesel hinterlassen hatten, fragte er sich, wie bald Stard seine Nähe kundgeben würde und auf welche Weise, ob es durch eine Kugel geschehen würde oder durch irgend etwas ganz Unerwartetes und Ungeheures?

Fünfzehntes Kapitel.

Eine niederträchtige Tat.

Fast zwei Tage lang folgte die kleine Reisegesellschaft den klargezeichneten Fußspuren des vorausgegangenen Mannes durch die Berge. Da sie wußten, daß Vorsicht am Platze war, gingen sie behutsam und prüften jede Wendung des Weges und jede Stelle, die die geringste Möglichkeit eines Hinterhaltes für einen Feind bot. Dieses bedeutete natürlich Zeitverlust, und Zeit war ihnen sehr kostbar, dachte Nick mit Besorgnis, denn trotz Nima-Tashis Versicherungen, daß die Lamas selbst auf ihren weißen Heiligen aufpassen würden fürchtete er, irgendein Unglück könnte geschehen, wenn Stard dort ankam, ehe man den weißen Lama warnen konnte.

Am Nachmittag des zweiten Tages jedoch verloren sie die Spur des Mannes und des Maulesels. Die Stelle, wo sie aufhörte, war eine schmale Schlucht hoch in den Bergen zwischen zwei schneebedeckten Berggipfeln, hinter denen die schwarzen Felsen sich phantastisch abhoben. Der orkanartige Wind trieb Wolken von Schnee durch diese Schlucht, die sofort ihre eigenen Fußspuren verwischten und daher auch die des Feindes.

Als sie das andere und höhere Ende des engen Passes erreicht hatten, blieben sie stehen und hielten Umschau. Noch immer umgab sie die gleiche öde schneebedeckte Bergkette. Unten im Tal wand sich ein Fluß, dessen Wasser im Gegensatz zu den weißen Bergen pechschwarz aussah. Es war keine Spur von dem Mann und seinem Esel zu sehen, aber auf der anderen Seite des Tales, ihnen gerade gegenüber, war der turmähnliche Berg, auf dessen Abhängen die große Lamaserie stand, die ihr Reiseziel war. Die Umrisse des Klosters waren deutlich zu sehen, und obgleich das Gebäude jetzt im Schatten lag, meinte Nick, die Gebetsfahnen im Winde flattern zu sehen.

Plötzlich hörte er Janets Stimme neben sich:

„Ist das der Ort, wo mein Vater — —"

Ihre Stimme bebte so, daß sie die Frage nicht beenden konnte. Er drückte ihr verständnisvoll die Hand und sagte: „Ja, morgen werden wir ihn erreichen."

Er fühlte, wie sie am ganzen Körper bebte und zu sprechen versuchte. Sie konnte aber nur schluchzend rufen: „Ach Nick!"

Ein Geräusch in ihrer Nähe veranlaßte Nick, sich umzusehen, und er erblickte Husky Craydon, der hinter ihnen stand und sie mit einem seltsam wilden Ausdruck anstarrte. Shervington wußte sofort, daß Craydon alles gesehen und gehört hatte und ohne Zweifel jetzt wußte, wie er und Janet zueinander standen. Nick kümmerte sich jedoch wenig darum, denn selbst, wenn Craydon vor Eifersucht kaum mehr zurechnungsfähig war, war er kein Mensch, vor dem man sich zu fürchten brauchte.

Die Karawane nahm ihre Reise wieder auf und suchte nach einem Platz, wo sie ihr Lager aufschlagen konnte, ehe die Dunkelheit einbrach. Es war fast Nacht geworden, als sie endlich einen halbwegs geeigneten Platz gefunden hatten, eine primitive Steinhütte, die etwas abseits vom Wege stand, wahrscheinlich die verlassene Behausung irgendeines Eremiten oder Hirten. Ein Haufen getrockneter Yakdung lag in einer Ecke, der als Feuerung sehr willkommen war. Während Nima und sein Yaktreiber Feuer machten und Janet und ihr Vetter mit müden Augen zusahen, ging Shervington vor die Hütte und sah sich noch einmal um. Hinter der Hütte ragte ein Berg in die Höhe, der eine Aussicht über den Teil des Tales versprach, den man von der Hütte aus nicht sehen konnte. Nick begann daher, diesen Berg zu erklettern und ahnte nicht, daß Husky Craydon ihm gefolgt war. Dieser stand jetzt in der Tür der Hütte und sah ihm mit boshaften Blicken nach.

Der Späher wartete, bis Shervington hinter einigen Felsen verschwunden war, dann, nachdem er einen flüchtigen Blick hinter sich geworfen hatte, schlich er ihm nach. Er ging verstohlen und bückte sich jedesmal, wenn der Mann vor ihm auf freiere Plätze hinauskam, und blieb Nick stehen, um Umschau zu halten, wartete er hinter vorspringenden Felsen.

Janet trat zufällig gerade in einem solchen Augenblick aus der Hütte heraus und sah sich um. Sie hatte bemerkt, wie ihr Vetter in die Hütte hineingeblickt hatte, und da sie etwas Verstecktes in dieser Handlung zu bemerken glaubte, war sie unruhig geworden. Sie sah den Berg hinauf und hinunter, ehe sie die Spuren der beiden Männer entdeckte, die auf den Berg führten. Sofort ging sie ihnen nach. Shervington war unterdessen nicht mehr sichtbar, aber sie sah, wie ihr Vetter hinter einigen Felsen hervortrat und in gebückter Haltung vorwärtseilte. Daß er Nick verfolgte, bezweifelte sie nicht, und eine plötzliche Unruhe ergriff sie.

Sie beschleunigte ihre Schritte, glitt aber auf einem mit einer Eiskruste bedeckten Felsen aus und fiel hin. Etwas betäubt von dem Fall stand sie auf, und sobald sie sich wieder erholt hatte, nahm sie die Verfolgung von neuem auf. Die beiden Männer waren jetzt nicht mehr zu sehen, aber ihre Fußspuren waren noch deutlich sichtbar: Trotzdem es anfing, dunkel zu werden, konnte sie sie ohne Mühe verfolgen.

Als sie die Höhe erreicht hatte, blickte sie sich um. Es war dort heller, und sie sah, daß die Spitze des Berges eine Ebene bildete, die von phantastisch geformten Schneehaufen bedeckt war, die ohne Zweifel Felsen bargen, und als sie die Blicke weiterschweifen ließ, entdeckte sie Shervingtons hohe Gestalt, die sich silhouettenhaft am anderen Ende der Ebene gegen den Himmel abhob. Doch ihren Vetter konnte sie nirgends erblicken. Diese Feststellung beunruhigte sie mehr, als wenn sie ihn noch zwischen den Felsen hätte umherschleichen sehen.

Der noch heftige Wind kam von der Richtung her, wo Shervington stand. Nick war außerdem zu weit von ihr entfernt, als daß ihre Stimme, wenn sie gerufen hätte, zu ihm gedrungen wäre. Sie begann daher auf ihn zuzueilen, aber als sie auf halbem Wege war, sah sie, wie Husky Craydon plötzlich hinter einem schneebedeckten Felsen auftauchte und auf die bildsäulenähnliche Gestalt zuschlich. Janet erriet sofort, daß er Böses im Schilde führte, und in Todesangst um ihren Freund schrie sie verzweifelt: „Nick! Nick!"

Der Klang ihrer Stimme war noch nicht zu den beiden Männern gedrungen, als Husky dem ahnungslosen Shervington einen so heftigen Stoß von hinten versetzte, daß dieser ohne einen Laut in den Abgrund stürzte. Eine Sekunde später hatte Janets Warnungsruf Huskys Ohr erreicht, und als er sich jäh umdrehte, hörte er den verzweifelten Schrei, den sie ausstieß, als sie Nick verschwinden sah. Als er sich klar wurde, daß jemand Zeuge seines Verbrechens gewesen war, stand er einen Augenblick wie erstarrt. Dann floh er in die Richtung der Hütte. Das junge Mädchen indessen lief auf die Stelle zu, wo Shervington abgestürzt war. Als sie an ihrem Vetter vorbeikam, sah sie seine vor Entsetzen weit aufgerissenen Augen, das vor Angst verzerrte Gesicht. Und er blickte in ihre funkelnden Augen und vernahm ihre keuchenden Anklage:

„Du — Mörder!"

Dieses Wort ließ ihn eine Sekunde zurückfahren, jedoch setzte er sogleich seine Flucht fort, und ohne ihn weiter zu beachten, lief Janet durch den Schnee bis zu dem Rand des Abgrundes. Nicht sehr weit unten konnte sie eine von Schnee bedeckte Felsenplatte sehen, von der jedoch die Wand so tief herabfiel, daß sie sich in der zunehmenden Dunkelheit verlor. Das junge Mädchen starrte verzweifelt hinunter. Nichts regte sich auf der weißen Fläche. Kein Laut war zu hören, das rauhe Stöhnen des Windes ausgenommen. Unter ihr lag das Land so öde und still wie eine Stätte des Todes. An einer Stelle war der Schnee etwas zerwühlt, als wäre jemand dort gestrauchelt, und dahinter waren zwei Rillen wie die, welche ein Schlitten macht, wenn er einen steilen Abhang heruntersaust, aber darüber hinaus war nichts, was die glatte weiße Fläche unterbrach. Verzweifelt rief sie seinen Namen:

„Nick! Nick! Nick!!"

Sie starrte in die Dunkelheit hinunter, die den Abgrund verhüllte und horchte gespannt. Aber es kam keine Antwort auf ihren Ruf. Nachdem sie ein zweites Mal vergeblich gerufen hatte, drehte sie sich um und lief nach der Hütte zurück.

Häufig stolperte sie in dem tiefen Schnee, und einmal fiel sie über einen Felsenvorsprung, den sie nicht bemerkt hatte. Aber sofort stand sie wieder auf und lief wie ein Reh weiter. Keuchend stürzte sie in die Hütte und rief Nima-Tashi zu, der neben seinem Yaktreiber stand:

„Kommen Sie doch, Nima! Nick ist hinuntergestoßen —"

Sie brach jäh ab; denn sie besann sich, daß Nima kein Wort Englisch verstand. In ihrer Erregung packte sie ihn am Arm und zog ihn nach der Tür. Als der Tibetaner sie verwundert ansah, rief sie ihm den Namen ihres Freundes zu:

„Nick, Nick."

Dann versuchte sie, dem Tibetaner durch Gesten das Vorgefallene klarzumachen. Als er begriff, daß seinen Freund ein Unglück betroffen hatte, stürzte er so eilig aus der Hütte, daß sie Mühe hatte, ihm zu folgen. Er ging den Spuren im Schnee nach, bis er an den Rand des Abhanges gelangte. Als Janet ihn eingeholt hatte, wandte er sich und stellte ihr eine Frage auf tibetanisch. Sie erriet, was er wissen wollte und ahmte einem Manne nach, der einen anderen in den Abgrund stößt und zeigte dann in die Tiefe, während sie Nicks Namen rief.

Der Ausdruck in Nimas Augen sagte ihr, daß er sie verstanden hatte. Er nickte und brüllte auch den Namen seines Freundes in den Abgrund hinein. Als keine Antwort aus der Tiefe kam, auch nicht auf einen zweiten lauten Ruf, wandte er sich um und machte dem jungen Mädchen ein Zeichen, ihm zu folgen und ging schnell nach der Hütte zurück. Als er dort ankam, sprach er mit seinem Yaktreiber, der ein langes Tauende herbeiholte und eine Axt, die er sich in den Gürtel steckte. Nima-Tashi nahm ein Gewehr zur Hand, steckte eine Patrone hinein und reichte es dem jungen Mädchen. Gleichzeitig machte er ihr Zeichen, daß sie die Vorräte bewachen sollte. Indem er einem Manne nachahmte, der zielt und abfeuert, gab er ihr zu verstehen, sie solle ihren Vetter, sobald sie ihn erblickte, niederschießen — eine unmögliche Aufgabe für sie! Dann eilte der Tibetaner, von dem Jaktreiber begleitet, nach der Unglücksstätte und verschwand bald in der zunehmenden Dunkelheit.

Mit dem Gewehr in der Hand blieb Janet Craydon in der Tür der Hütte stehen und starrte in die Dämmerung hinaus. Zuerst drang Nima-Tashis Stimme zu ihr, aber bald darauf hörte sie nur das Stöhnen des Windes und das Knistern des treibenden Schnees, den der Sturm vor sich herfegte. Die Sorge um ihren Freund wuchs derartig, daß sie glaubte, die Untätigkeit nicht mehr ertragen zu können, und sie fühlte sich versucht, dem Tibetaner nachzugehen, aber die Befürchtung, eher ein Hindernis als eine Hilfe zu sein, hielt sie davon zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Randbemerkung.

Ein vom Glück begünstigter Halbgebildeter mit lückenhaftem Wissen wird immer bereit sein, seine Mitmenschen zu verachten; der wahrhaft Gebildete mit tiefem Wissen steht jedoch der Welt mit Ehrfurcht und den Menschen mit Verständnis gegenüber.

Die Oelquelle.

Skizze von **Otto König.**

Neun Zehntel aller merkwürdigen Begebenheiten spielen sich wohl in Nordamerika ab; wahrscheinlich weil sie dort mehr Verständnis finden als bei den langweiligen Europäern. So stieß Teddy Hulligan im Keller seines Häuschens auf eine Ölquelle und kam dadurch in den Besitz von Peggy Miller. Zum besseren Verständnis dieser amerikanischen Geschichte müssen die Ereignisse der Reihe nach berichtet werden; deshalb sei diesmal die längst veraltete Sitte beibehalten, mit dem Anfang zu beginnen.

Teddy und Peggy liebten sich, wie eben nur ein Jüngling von 22 Jahren und ein Mädchen von achtzehn Jahren sich lieben können. Sie waren sich vollkommen darüber einig, daß sie famos zu einander paßten, und da sie sich nach amerikanischer Gewohnheit wenig um die Ansichten von Peggys Eltern kümmerten, so stand ihrer Heirat nichts im Wege. Aber ihr Geldbeutel war leer. Teddy besaß außer seinen beiden derben Fäusten und seiner jugendlichen Sorglosigkeit nur das baufällige väterliche Häuschen, und Peggy hatte von ihren verständnislosen Eltern nichts zu erwarten. Ganz ohne einen Cent die Ehe eingehen, wie es die unpraktischen Europäer tun, verbot ihnen ihr landesüblicher Geschäftssinn.

Teddy ging also zu seinem Onkel Jonny Hulligan, den er nicht ausstehen konnte, weil der protzig auf seinem dicken Geldbeutel saß, und bot ihm sein väterliches Grundstück für zweitausend Dollars an. Onkel Jonny verstand aber keinen Spaß und war zudem sechs Fuß und acht Zoll groß, so daß Teddy nach zwei Minuten wie aus der Pistole geschossen auf die Straße flog. Mit dem glücklichen Optimismus amerikanischer Jugend fischte er seine Mütze aus der Gosse und trottete seinem baufälligen Heim zu. „Pah!" dachte er, „irgend ein Ausweg wird sich schon finden." Es war kalt. Teddy wollte zu Hause Feuer anstecken, holte Kohlenschaufel und Eimer aus der Ecke und stieg in den Keller hinunter. Donnerwetter! Die Kohlen waren gleich verfeuert. Er mußte erst ordentlich mit der Schaufel im alten Kohlenstaub graben, um einige gute Brocken zu finden. Als er in die Stube kam, fiel ihm auf, daß die Kohlen zum Teil mit einer glänzenden schwarzgrünen Flüssigkeit befleckt waren. Er besah sich die Tropfen näher; es war Öl. „Wie kommt denn Öl in den Keller?" fragte er sich und stieg mit der Lampe nochmals in die Unterwelt. Die ganze Ecke, wo der Kohlenrest lag, war von Öl durchtränkt, und als er mit der Schaufel in den Boden stach, quoll ihm ein armdicker Ölstrahl entgegen.

Teddy kratzte sich den Kopf und staunte. Schließlich fiel ihm ein, daß neben seinem Grundstück eine Autogarage lag; wahrscheinlich war dort der Öltank leck geworden. Er lief zum Besitzer hinüber, doch dieser überzeugte sich mit einem Blick auf den Druckmesser, daß sein Tank in Ordnung war. Teddy eilte wieder in den Keller; auf der Treppe glitt er aus und lag der Länge nach im Öl, das schon fünf Zentimeter hoch stand. Pustend und schnaubend stürzte er auf die Straße und hinüber zur Feuerwehrwache.

Dort dauerte es recht lange, bis Teddy dem alten Brandmeister klar machen konnte, daß ihm das Öl die Hütte wegzuschwemmen drohte. Dem braven Feuerwehrmann war ein derartiger Fall noch nicht vorgekommen, und trotz allen Blätterns in seinem Instruktionsbuche fand er keinen Paragraphen über „Maßnahmen bei Überschwemmung durch Erdöl". Glücklicherweise fiel ihm aber ein, daß James Weller in der Strandstraße einmal ein paar Aktien einer Ölgesellschaft besessen hatte und demnach als unbedingte Autorität in Ölfragen gelten mußte. In einer Viertelstunde war Mister Weller zur Stelle und sah sich die Bescherung an; das Öl war inzwischen weiter gestiegen und stand schon fünfzehn Zentimeter hoch im Keller. Auch Herr Weller war zuerst ratlos; er erkannte aber, daß es hier um sein Ansehen ging und er irgendeinen sachverständigen Rat geben mußte. Da fiel ihm ein, daß auf seinen früheren Aktien ein Ölfeld mit vielen Türmen abgebildet gewesen war; deshalb sagte er zu Teddy: „Junger Mann, Sie sind auf eine Ölquelle gestoßen. Sie müssen die Hütte abreißen, sonst wird sie vom Öl hochgejagt, und Sie müssen sich einen Ölturm bauen!"

Teddy brummte der Schädel. Ganz unklar stieg in ihm die Erkenntnis auf, daß diese schmierige Öllache für ihn ein Vermögen bedeuten konnte. Glücklicherweise weckte ihn ein sanfter Rippenstoß aus seiner Verwirrung, er sah seine Braut Peggy neben sich: „Los, Teddy, fang an! Reiß die alte Baracke ab! Ich helfe dir."

Das ganze Städtchen umlagerte den Platz und besprach die Aussichten für die Entstehung einer riesigen Ölanlage. Jeder Grundbesitzer sah sich schon als Millionär. Auch Onkel Jonny fand sich ein und trat nach kurzer Besichtigung des immer voller werdenden Kellerlochs auf seinen Neffen zu: „Tag, Teddy, tut mir leid, daß du heute morgen so rasch wieder weggingst, hatte noch etwas mit dir zu besprechen. Was soll der Platz kosten?" — „Fünfzigtausend Dollars", rief die geschäftstüchtige Peggy, und Teddy stotterte gehorsam nach: „Fünfzigtausend Dollars, Onkel Jonny!" — Der Onkel überlegte nicht lange: „Komm mit zum Notar, daß wir die Sache abschließen!"

Eine halbe Stunde später hatte Teddy sein Grundstück in aller Form an Onkel Jonny verkauft und verfügte bei der Stadtbank über ein Konto in Höhe von fünfzigtausend Dollars. Jetzt noch eine Wohnung und die nötige Einrichtung besorgt, und am nächsten Tag konnte geheiratet werden! Peggy war selig, Teddy brummte noch immer der Schädel. —

Onkel Jonny setzte sich gleich ans Telephon und ließ sich mit einem Sachverständigen in Newyork verbinden. Der versprach, am anderen Tag mit dem ersten Zug zu kommen, doch würde die Untersuchung tausend Dollars kosten. Der neue Ölmagnat mochte über eine solche Lappalie nicht streiten und sagte zu. Dann ging er wieder zu seiner „Quelle", gabelte ein paar Leute unter den Zuschauern auf und ließ Teddys alte Hütte abreißen. Das Öl hatte allmählich den Rand des Kellerlochs erreicht und schien jetzt nicht mehr steigen zu wollen. Onkel Jonny war es recht so, dann ging ihm wenigstens von der kostbaren Flüssigkeit nichts verloren, und er bekam auch keine Scherereien mit der Straßenreinigung. Befriedigt zog er spät abends nach Hause, und in dieser Nacht tanzten Bohrtürme, Präsidentensessel und Berge von Aktien der neuen „Hulligan-Öl-Gesellschaft" durch seine Träume.

Am anderen Morgen fand sich der Sachverständige aus Newyork pünktlich ein. Er besah sich die Quelle und schüttelte den Kopf: „Herr Hulligan", meinte er, „wollen Sie mir nicht jetzt schon mein Honorar geben? Wir könnten es später leicht vergessen!" Onkel Jonny kam der Wunsch etwas eigenartig vor, doch er schrieb den Scheck aus. Der Newyorker steckte ihn ein und sagte dann in aller Ruhe: „Herr Hulligan, Ihre Quelle ist einzigartig in der Welt und stellt einen neuen amerikanischen Rekord dar! Eine Quelle mit gebrauchsfertigem Schmieröl!" Jonny strahlte; doch nur kurze Zeit, denn der Sachverständige fuhr fort: „Ja, eine Quelle mit Schmieröl, das aus Motoren und Tanks vom Autofriedhof dort drüben gelaufen und hierher durchgesickert ist!"

Die „Hulligan-Öl-Gesellschaft" platzte wie eine Seifenblase. Gebrochen und um einundfünfzigtausend Dollars ärmer schleppte sich der „Präsident" nach Hause. Den letzten Stoß erlitt er, als er Teddy und Peggy glückstrahlend aus der Wohnung des Pfarrers kommen sah . . . Er legte sich hin und starb. Die Welt hat an ihm nichts verloren.

Der Dienstmann unter „seelischem Zwang".

Die Geschichte eines Kusses von **André v. Kun.**

Diese eigenartige Geschichte — man könnte sie am besten eine „Tragigroteske" nennen — handelt zwar ausschließlich von einem Kuß, hat aber mit der sogenannten „Liebe" nichts zu tun. Sie begann mit einem Kuß im Bahnhof von Neapel und endete nach einer des Vorfalls würdigen Gerichtsverhandlung mit der Verurteilung der Privatklägerin.

Den denkwürdigen Kuß verabreichte der biedere Dienstmann Mario Bellini der schönen Signora Anita, der Gattin eines Mailänder Ingenieurs. Das Unglück geschah an einem strahlenden Sonntag. Auf dem Bahnhof herrschte ein überaus lebhaftes Treiben. Die Reisenden mußten sich daher vor den Schaltern anstellen und übermäßig lange auf ihre Abfertigung warten. Besonders die Gepäckaufgabe wurde bestürmt; unter den Wartenden befand sich auch die leidende Heldin dieser Geschichte, Frau Anita Varratini. Hinter ihr stand ein Dienstmann, der die feine Dame mit seinen Blicken förmlich verschlang. Auf einmal — sämtliche Augenzeugen erzählten den Vorfall übereinstimmend — ließ der Mann die seiner Obhut anvertrauten Gepäckstücke fallen, umarmte die ahnungslose Schöne, hielt sie einige Sekunden fest umschlungen und drückte der sich verzweifelt Wehrenden einen Kuß auf den Mund. Die wenig alltägliche Szene erregte allgemeine Heiterkeit. Erst als die Leute merkten, daß es sich um ein „Attentat" handelte, sprangen mehrere Herren herbei und befreiten das unschuldige Opfer aus der unerwünschten Umarmung.

Der zweite Akt der köstlichen Komödie spielte sich vor den gestrengen Richtern ab. Mario verteidigte sich mit echt italienischer Leidenschaft: „Ich handelte unter seelischem Zwang, hoher Gerichtshof, ich konnte nicht anders, ich m u ß t e die Dame küssen. Als ich sie erblickte, kam eine unbescheibliche Unruhe über mich, wie ich sie noch nie im Leben verspürt habe. Ich konnte den Blick nicht mehr von Frau Varratini wenden . . ."

„Wie lange standen Sie denn hinter der Dame?" unterbrach der erstaunte Richter den Redefluß des Frevlers.

„Wenn ich das wüßte! Die ganze Welt versank ja um mich herum, ich sah nur sie, ihre Arme, ihre Beine . . ."

„Auf die Einzelheiten sind wir nicht neugierig. Sind **Sie** eigentlich verheiratet?“

„Jawohl. Ich habe eine brave Frau und vier gesunde Kinder.“

Diese Beichte rief bei der Zuhörerschaft im Saale lebhafte Bewegung hervor. Selbst der menschenfreundliche Richter schüttelte mißbilligend den Kopf: „Vier Kinder, das ist wirklich ein erschwerender Umstand.“

Mario sah wohl ein, daß sein „Sittlichkeitsverbrechen“ im Hinblick auf seine Familie noch niederträchtiger erschien, denn er schwieg einige Augenblicke. Dann sagte er leise: „Es gibt im Menschenleben Augenblicke, Herr Gerichtsrat, wo wir alles vergessen. Der Augenblick, wo Frau Barratini dicht vor mir stand, war eben ein solcher . . .“

Nun ergriff die Privatklägerin das Wort. Sie war noch immer empört: „Bedenken Sie, meine Herren, daß gerade ich, eine korrekte Gattin und Mutter, in eine solche fatale Lage kommen mußte. Ich bin ja für mein ganzes Leben kompromittiert!“

Der Vorsitzende versuchte, Frau Anita milder zu stimmen: „So schlimm wird's wohl nicht sein, gnädige Frau. Eine Umarmung und ein einziger Kuß sind ja noch keine Todsünde. Es ist übrigens eine ganz alltägliche Erscheinung, daß sich die Menschen vor der Abreise auf diese Weise verabschieden, und so dürfte der gewiß bedauerliche Vorfall bald in Vergessenheit geraten.“

„Das spielt hier keine Rolle, ich will meine Genugtuung haben. Der Dienstmann mußte sehen, wen er vor sich hatte. Ich bin eine Dame der Gesellschaft, und die seelischen Zustände eines Mannes aus dem Volke gehen mich nichts an. Ich verlange die rücksichtslose Bestrafung des Unverschämten.“

„Der ungebildete Dienstmann wußte wohl nicht, daß Sie eine so vornehme Dame sind“, lenkte der Richter ein, den die „soziologischen“ Aufklärungen etwas peinlich berührten. Frau Anita fertigte ihn aber schnippisch lächelnd ab: „Gerade ein Dienstmann, der sein ganzes Leben auf dem Bahnhof verbringt, muß doch den Unterschied zwischen der ersten und dritten Wagenklasse genau kennen.“

Dagegen konnte nun selbst der Richter Mussolinis nichts sagen. Der Vorsitzende unterbreitete also der „Dame erster Klasse“ den Vorschlag, sich mit einer Entschuldigung seitens des „Mannes aus dem Volke“ zufrieden zu geben.

Mit den Worten „Um Entschuldigung kann mich nur ein Mensch meiner Gesellschaftsklasse bitten“, lehnte die Unentwegte diese Zumutung ab und fügte hinzu, daß der Dienstmann sie überhaupt nicht beleidigen könne. Es handele sich hier vielmehr um ein Verbrechen, das empfindlich bestraft werden müsse . . .

Der Verteidiger Bellinis führte aus, sein Schützling habe zweifellos in unzurechnungsfähigem Zustande, unter „seelischem Zwang“ gehandelt. Die Richter seien auch — Männer, die diesen Zustand außerordentlicher Erregung verstehen würden, wenn . . .

Die Vertreter der Gerechtigkeit verbaten sich diesen „Vergleich“ und fällten dann ihr wahrhaft salomonisches Urteil, indem sie Mario wohl schuldig sprachen und ihn pro forma mit zwei Tagen Gefängnis bestraften. In Anbetracht der mildernden Umstände jedoch (die Herren Richter waren also doch Männer, die „verstanden“!) wurde dem Schwerenöter Bewährungsfrist bewilligt. So braucht der verkappte Don Juan die achtundvierzig Stunden vorläufig nicht abzusitzen.

Frau Anita war nun der Meinung, daß es überhaupt keine Gerechtigkeit auf Erden gäbe, und äußerte diese ihre Ansicht unvorsichtigerweise etwas laut. Sehr zu ihrem Schaden, denn sie wurde wegen Beleidigung des hohen Gerichtshofes an Ort und Stelle zu einer Geldstrafe von hundert Lire verurteilt. In Anbetracht der erschwerenden Umstände — ohne Bewährungsfrist . . .

Die Quinten.

Skizze von W. Emil Schröder.

Mit einem leisen Seufzer schlug Gerhard Fabian das Notenbuch zu und klopfte Heinz auf die Schulter: „Für heute genug, Heinz! Die Quintengriffe — nun, sagen wir es frei heraus: Deine Quinten sind entweder Quarten oder Sexten. Du haust mit bewunderswürdiger Regelmäßigkeit daneben.“

Der zwölfjährige Heinz zog einen Schmollmund und kletterte zögernd vom Klaviersessel herab. In diesem Augenblick öffnete sich mit schnellem Schwung die Tür zum Musikzimmer. Leicht, luftig wie der Frühling wehte die blonde Margit herein. Zwischen den Zähnen eine voll erblühte Rose.

Fabian errötete kaum merklich: „Guten Tag, Fräulein Degenhard.“ Ihre Linke ergriff die Rose, die Rechte legte sich weich und schmiegsam in die weißen und schmalen Finger Fabians. Aus den braunen Augen lachte der Übermut von achtzehn Jahren.

„Hat Heinz Sie geärgert?“ fragte sie den Hauslehrer.

Um Fabians Lippen ging ein feines Lächeln: „Das kann er gar nicht. Aber mit seinen Quinten — es ist ein reines Kreuz!“

Über die Ernsthaftigkeit, mit der er diese Worte sprach, brach sie in lautes Lachen aus. „Was ist an den Quinten schon arg Wichtiges dran, daß Sie ihnen sogar die Gnade Ihres Zornes angedeihen lassen?“

Fabian überhörte absichtlich den ironischen Unterton in ihrer Frage. Er trat an das noch geöffnete Instrument, seine Rechte schlug in schnellem Stakkato drei, vier Quinten aufwärts schwingend an.

„So lauschen Sie doch, wie das ausschwingt: ein Zweiklang, der Einklang zu sein scheint und es doch nicht ist. Denn in dem zarten Verklingen hört ein feines Ohr die Obertöne heraus. Das Menschenleben ist voller Quinten!“ Er sah ihr in die braunen Augen: „Wo man einen Klang vermutet, findet das feine Ohr zwei Töne, um mehrere Stufen getrennt, und fremde Obertöne schwingen mit . . .“

Da hob auch sie den gesenkten Blick und hauchte: „Ich verstehe Sie so gut, Gerhard!“ Ihre roten Lippen näherten sich seinem Gesicht; sie reckte sich ein wenig auf den Zehen: „Ich habe Sie auch lieb, aber — fremde Obertöne schwingen mit. Sie wissen: mein Verlobter ist mir bestimmt!“

Gerhard nickte wehmütig, durch das hohe Fenster an Margit vorüberschauend in den weiten Horizont, dessen lichtes Blau schmerzte. Ehe er sich dessen versah, brannte ein Kuß auf seinem Munde, eine Tür schnellte mit hartem Ruck ins Schloß. Er fuhr zusammen. Seine Hände zitterten ein wenig, seine Lippen murmelten: „Um mehrere Stufen getrennt.“

Langsam stieg er die breite, läuferbelegte Treppe empor zu seinem kleinen Zimmer. Mit schmerzhafter Selbstverständlichkeit packte er seine Habseligkeiten zusammen. Als der Gong zur Kaffeetafel rief, stahl er sich durch die Hinterpforte hinaus. Wie er so heimlich an den Blumenbeeten vorüberschritt, konnte er der Versuchung nicht widerstehen, eine rote Rose zu brechen. Vielleicht hat ihre Hand sie berührt. —

Zögernd zog er die kleine Gartentür hinter sich zu. Dann stäubte unter seinen Füßen die langgestreckte Straße.

Vesperglockengeläut kam aus der Ferne.

Quinten . . . Quinten . . .



Bunte Chronik



* **Ein Ruf der Griechen.** In dem Sportblatt der „Kölnischen Zeitung“ erinnert Dr. W. Hohmann daran, daß in Griechenland auf die Epoche einer edlen, völkisch und kulturell gleich wertvollen Körperkultur, die der Menschheit erhabene Kunstwerke geschenkt hat, eine Zeit der Entartung folgte, in der sich die Bewegung an das Berufsathletentum verlor, Rekord- und Schauleistungen einzelner sich in den Vordergrund drängten, der Zusammenhang mit dem Geistigen schwand: „Der Verfall der griechischen Welt hatte begonnen.“ Manche Erscheinungen in dem deutschen Sport der Gegenwart gemahnen an den Niedergang des Griechentums: „Die Sechstagerennen“, „Großkampftage“, „Damenwettbewerbe“, die Sensationsmache und Rekordsiedehitze, in der alles Geistige verdampft, die schreiende Reklame und die „Kanonenpolitik“ der Vereine, der Geschäftssinn der Veranstalter und die materielle Leidenschaft der Zehntausende: panem et circenses! Hier liegt die Schattenseite, hier drohen Gefahren. Unser Volk sollte den Ruf der Griechen vom edlen Gleichmaß von Körper und Geist hören, sollte Fichtes echt deutsche Mahnung nicht vergessen, daß der Geist es ist, der sich den Körper baut. Die Jugend soll sich ihre Lust und Freude am Sport nicht nehmen lassen, aber sie soll sich bewußt sein, daß der Sport unser Volk in die Höhe oder in die Tiefe führen kann.

Lustige Rundschau



* **Vielversprechend.** Geschäftsmann: „Wie kommt es denn, daß Ihr Sohn so gerne zu mir in die Lehre will?“ — Vater: „Der hat Sie oft an der Ladentüre lehnen sehen, und da sagt er, so gut möchte er es später auch einmal haben!“

Verantwortlicher Redakteur: Johannes Kruse; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.